

301

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Wie wir jetzt so miteinander nachrechnen, ich natürlich im Eifer, wie das immer ist, wenn man eine Sache sicher weiß, und jemand behauptet das Gegenteil, da passiert plötzlich das Merkwürdige, daß ihre Wangen und die meinige sich ein ganz klein wenig streifen. Das wird man nie herausbringen können, welches von beiden schuld gewesen, ich glaube, gar keins. Item, in mich ist etwas wie ein kleiner Blitz gefahren, ich habe den Kopf nicht gleich zurückziehen können, im Gegenteil. Und auf einmal haben wir uns in die Augen gesehen und haben vom Kalender und von den Kartoffeln gar nichts mehr gewußt.

Du glaubst jetzt vielleicht, Du an meinem Platz hättest es anders gemacht, Du wärest bei dem alten Plan geblieben. Das kann einer meinen, der noch nichts mitgemacht hat. Wenn Dich eine so ansieht, dann sind Dir sämtliche Pläne der Welt wurst. Wir sind dann noch eine gute Weile beieinander am Tisch gesessen; aber nicht ganz wie Knecht und Meisterin. Es hat allerlei zu schwachen gegeben, das Krüßen haben wir auch nicht vergessen, und jedes hat sich über sich selber und über das andere verwundert. — Item — es kommt halt gern vor im Leben, daß just das geschieht, woran man am allerwenigsten denkt. Wie damals vor drei Jahren, wo mir Steinhöfzers brauner Stier zwei Rippen eingedrückt hat. Da will ich denn freilich den jetzigen Fall lieber. Er sicherte leise in sich hinein. „Mein sag' ich Dir nicht; man darf nicht aus der Schule schwachen . . . Ja — wenn halt die Justine nicht in die Nebenkammer gegangen wäre, die Photographie suchen! Weißt, das Bild, wie sie im Konfirmandenkleid ausgeht hat. Weil sie es im Dunkeln nicht gleich hat finden können, bin ich mit der kleinen Stehlampe unter die Türe gestanden und hab' ihr gezündet. Hättest Du da nicht auch ein wenig in die Kammer hineingeguckt? Ich hab' sie gefragt, warum der Name auf dem Zeintuchumschlag denn J. M. heiße und nicht J. K.? Sieht sie mich nur so von der Seite her an. Hä, sie habe doch auch einmal einen Mädchennamen gehabt; Justine Meister habe sie immer viel lieber gehört, als Frau Kleiner. — Ich sei goppel recht gewundrig, hat sie dann gemeint und immer noch nach dem Bild gekramt, bis ich ihr zu verstehen gegeben, daß es mit dem nicht pressiere und daß sie mir selber lieber sei, als zehn Photographien. Nachher, während sie im Hausgang den Nachriegel steckt, verberg' ich mich richtig hinter der Stubentüre und halte ihr, als sie hereinkommt, die Hände vors Gesicht: Kat', wer ist's? Ist gut raten, meint sie, wenn in Haus und Hof kein sterblicher Mensch vorhanden ist, als Du und ich. Und dabei hab' ich ein Lächeln von ihr in die Augen und ins Herz geschenkt bekommen — weißt, sobiel ist gewiß, daß auf hundert Stunden weit keine zweite so ein Lächeln fertig bringt!“

„Das meinst Du jetzt,“ sagte ich etwas ungläubig, hatte ihn aber damit erheblich beleidigt. „Mit dem, was Du vom Weibervolk weißt, ist es sowieso nicht weit her,“ sagte er ganz von oben herab. Wer einzig und allein auf Schönheit sieht, ist just so dumm, wie eine Stadtfrau, die auf dem Obstmarkt Holzäpfel kauft, weil die hübsch rot gestreift sind, und läßt daneben die süßen grünen Laubäpfel liegen.“

Er besann sich ein wenig. Immer wieder mußte er leise für sich den Kopf schütteln. „Zu studieren gibt das einem schon: viele Menschen erleben die wunderbarsten Sachen, und bei anderen geht es nur immer im gleichen Tramp fort. Ich bin froh, daß ich nicht zu denen gehöre.“

Ich gab zu, daß er mich fast ein bißchen neidisch mache. „Vielleicht wirft Dir der Zufall dann auch einmal einen Stein in den Garten,“ prophezeite er geheimnisvoll und beinahe großmütig, als ob das zum Teil von ihm abhinge. „Der Zufall macht alles. Wir haben in diesen Tagen schon manchmal zusammen gesagt, die Justine und ich: „Wenn jetzt auch das wegen den Kartoffeln gar nie passiert wäre und ich nach wie vor auf das Brenneli gewartet hätte?“ Das verstehe ich immer nicht recht, wenn sie meint, die Base in Zimmerwald hätte ganz wohl einen Monat früher in die Wochen kommen dürfen; ich weiß nicht, was der ihre Kindbett mit unjeren

Sachen zu tun haben sollte. — Mit dem Gewicht hat sie dann eineweg auch nicht recht gehabt, der Stumpf in Dreihäusern ist kein Pfund mehr schuldig gewesen, als vierzehn und einen halben Zentner. Aber das ist jetzt Nebensache. Die Hauptsache ist, daß in elf Monaten ihr Trauerjahr herum ist und wir uns heiraten können. Du mußt dann Brautführer sein und die Bannhofer-Christine Brautjungfer. Wer weiß, ob es dann nicht auch für Dich einen Schick gibt? Man kann dem Zufall bisweilen auch ein wenig vorarbeiten. Ihr mühtet bloß einmal zusammen im Kalender blättern . . .“

Er sicherte wieder in sich hinein, wie vorhin. Ich sagte, nun müße ich heimfahren, sonst meine der Scherbenhöfster, ich sei mitsamt dem Ales und den Stieren abhanden gekommen. Und wegen der Brautjungfer könne man sich jetzt noch besinnen; die Bannhofer-Christine habe mir so oft in der Sandgrube Most eingeschickt, daß mir davon auch der Durst nach ihrem Anblick vergangen sei.

Neuer Wirkungskreis. Der Maitli-Christoffel.

Es dauerte gar nicht lange, so trug sich auch auf meinem Wanderwege Unerwartetes zu. Ich war an einem Sonntag-nachmittag mit dem Vorbaben vom Scherbenhöfe weggegangen, beim Förster Bodenmann in Erlib wegen der Waldarbeit im Winter Anfrage zu halten. Auf dem Wege dachte ich allen Ernstes darüber nach, ob ich nicht heute abend nach dem Füttern dem Johann Rebsteiner in Dreihäusern den eisernen Hemmschuh zurückbringen wolle, den mein Meister vor einigen Tagen beim Scheitersführen bei ihm entlehnt hatte. Denn ich war in letzter Zeit hin und wieder mit meinen Gedanken bei der Rebsteiner-Luise gewesen, mit der ich während meiner Dienstzeit in Dreihäusern fast jeden Tag ein paar Scherzworte gewechselt, und deren Art und Wesen ich gut im Gedächtnis hatte. Sie hatte goldgelbe, ins Rötliche schimmernde Haare, ein frisches, rundes Gesicht und zwei muntere Schalksäuglein, die sie nie ganz aufmachte, wenn sie einen ansah.

Da kam mir oberhalb des Galdenwirtsshauses unversehens Margritte Stamm entgegen. Ich dachte nichts anderes, als daß sie mir ansehen müsse, an was ich soeben gedacht; ja ich hätte beinahe laut herausgesagt: „Nein!“ Daß ich nach Dreihäusern gehe heut abend, das ist nicht wahr! . . .“

Wir wechselten ein paar nichtsagende Worte. Im Weiterstreiten kam ein heftiger Unwille gegen mich selber in mir auf. Warum konnte ich denn von dieser nie ganz wegkommen? Gewiß, wenn sie es wüßte, sie würde mich auslachen!

Und ich nahm mir vor, nun erst recht zur Rebsteiner-Luise zu gehen . . .

Im Galdenwirtshaus, wo ich zu kurzer Rast einkehrte, saß als einziger Gast der Präsident Stamm. Ich komme ihm jetzt wie gerufen, sagte er leutselig zu mir. Ob es wahr sei, daß ich vom Scherbenhöfe fortgehe? Er hätte mich nämlich im Ernst fragen wollen, ob ich nicht für einige Zeit bei ihm eintreten möchte. Nur für solange, bis der Karl, sein jüngerer Sohn, aus der landwirtschaftlichen Schule zurückkomme.

Ich trank ein Schlickchen Wein aus dem Glase, das er mir zum Bescheid tun hingeschoben hatte. Nun — ich könne mir die Sache ja überlegen, lenkte ich ein, und zwar tat ich das in einem Tone, als ob es mir mit dem Ueberlegen Ernst wäre. Innerlich hatte ich bereits bei seinem ersten Worte zugesagt. Und den schweren, eisernen Hemmschuh konnte mein Meister dem Rebsteiner nun selber zurückbringen. —

Am zweitfolgenden Sonntag mußte ich meine neue Stelle bereits antreten. Der ältliche Weller Christoffel, mit dem ich die große Windkammer zu teilen hatte, machte sich so wenig als möglich aus mir. Abends beim Schlafengehen brummelte er, während er gemächlich in sein Bett kroch, halblaut vor sich hin: „Da ist jetzt also richtig wieder so ein Wohnenkals gekommen.“

Ich gab ihm zu verstehen, daß er solche Bemerkungen in Zukunft für sich behalten könne, worauf er den kleinen, zwischen zwei mächtigen Schultern sitzenden Kopf in höchstem Grade verwundert nach mir umdrehte. Ob das mich etwas angehe, wenn er gern für sich selber über etwas nachdenke?

Ohne sich weiter um mich im geringsten zu kümmern, fuhr er fort, seine Gedanken in kurzen, abgebrochenen Sätzen vor sich hin spazieren zu führen. Ich brachte bald heraus, daß er mit dem Rosenamen nicht mich gemeint habe, sondern einen angeblichen Vetter, der heute nachmittag im Steinernen Plak in kaum zu verkennender Absicht auf Besuch gewesen war. „Vetter!“ giffelte er in spöttender Betonung in die Tede hinein. „Schöner Vetter! — — Wird wieder so ein Bagenjchmeder sein. So ein Schuldenworgor. Aha, Här Betar, reiche Frau gefällig, hä! — — Meine Kühe geben auch Milch, wenn sie schon nicht prämiert sind, wie Deine, Du Bällmaul. — — Die wird Dir's schon sagen, was mit dem Erben sei. Kannst Dein Ohrfeigengesicht an einem anderen Ort feilhalten. So eine braucht man nicht ums Geld zu nehmen, Du Aff.“

(Fortsetzung folgt.)

Sieben Kreuzer.

Von Siegmund Möriz.

Gut ist es von den Göttern eingerichtet, daß auch die armen Menschen lachen können.

Nicht nur Heulen und Klagen dringt aus der armfeligen Hütte, sondern auch von Herzen kommendes Lachen. Sogar das ist wahr, daß der Arme oft lacht, wenn er eher Grund hätte zu weinen.

Ich kenne diese Welt sehr gut. Jene Generation, aus der mein Vater stammt, machte selbst die schwersten Notlagen durch. In jener Zeit war mein Vater Tagelöhner in einer Maschinenwerkstätte. Er selbst rühmte sich dieser Zeiten nicht, auch andere nicht. Und doch ist es wahr.

Und auch das ist wahr, daß ich in meinem ganzen zukünftigen Leben nie wieder soviel lachen werde, wie ich in diesen paar Jahren meiner Kinderzeit gelacht habe.

Wie könnte ich auch? Ich habe keine rotwangige, lustige Mutter mehr, die so herzlich lachen konnte, daß schließlich Tränen aus ihren Augen rollten, und sie bekam einen Husten, an dem sie fast erstickte. . . .

Und auch sie lachte nie so wie damals, als wir einen Nachmittags damit verbrachten, zu zweit sieben Kreuzer zu suchen. Wir suchten und fanden. Drei im Maschinlädchen, einen im Schrank. . . . die anderen kamen schwerer zum Vorschein.

Die ersten Kreuzer fand noch Mutter selbst. Sie glaubte in dem Maschinlädchen noch mehr zu finden, denn sie pflegte für Geld zu nähen und legte, was man zahlte, immer hinein. Mir war das Maschinlädchen eine uner schöp fliche Schatzgrube, in die man nur hineingreifen muß und gleich hat man ein „Tischlein-deckdich“.

Einmal nun suchte meine gute Mutter darin, sucht und sucht, Nadel, Fingerhut, Schere, Bandstücken, Knöpfe, durchstöbert all dies und sagt plötzlich höchst erstaunt:

„Sie haben sich versteckt!“

„Wer?“

„Die Kreuzer,“ sagte auflachend die Mutter.

Sie zog das Lädchen heraus.

„Kommt nur, mein kleiner Sohn, just suchen wir die Bösen. Schlimme, schlimme Kreuzerchen.“

Sie hockte sich auf die Erde und legte das Lädchen so nieder, als ob sie sich davor gefürchtet hätte, daß die Kreuzerchen hinausfliegen, sie stürzte das Lädchen auch so um, wie wenn man mit dem Gut Schmetterlinge fängt.

Man konnte nicht umhin, darüber zu lachen.

„Hier sind sie, drinnen sind sie,“ lächelte die Mutter und weilte sich nicht, das Lädchen aufzuheben; „wenn auch nur einer hier ist, hier muß er sein.“

Ich hockte mich auf die Erde nieder und spähte, ob nicht irgendwo ein glänzendes Geldstückchen hervorkrieche. Nichts, gar nichts! Eigentlich glaubten wir auch nicht sehr, daß drinnen etwas ist.

Wir schauten einander an und lachten über den kindlichen Witz.

Ich lange nach dem Lädchen, das mit dem Boden nach oben lag.

„Psst!“ schrie mich meine Mutter an, „er läuft noch hinaus! Du weißt noch nicht, was für ein stinkes Tier der Kreuzer ist. Sehr schnell läuft er, er rollt nur so, und wie er noch dazu rollt. . . .“

Wir schüttelten uns lachend. Oft hatten wir schon erfahren, daß der Kreuzer sehr leicht davonrollt.

Als wir uns erholten, streckte ich wieder die Hand aus, um das Lädchen umzuknippen.

„Ach!“ schrie mich neuerdings die Mutter an und ich erschrak; ich zog den Finger so rasch zurück, als ob ich am Spatierd angekommen wäre.

„Gib acht, Du kleiner Verschwenker. Wie er sich beeilt, ihn den Laufpaß zu geben! Solange er hier unten ist, ist er unser. Er soll nur noch eine kleine Weile dort sein. Denn siehst Du, ich will waschen, dazu braucht man Seife, zur Seife braucht man mindestens sieben Kreuzer, für weniger bekommt man keine. Drei habe ich schon, so brauche ich noch vier, diese sind hier in diesem kleinen Häuschen; hier wohnt das Geld, aber es hat nicht gern, daß man es stört; denn wenn es böse wird, geht es so weg, daß wir es nie wiedersehen. Also, gib acht, das Geld ist sehr heikel, man muß damit fein umgehen. Mit Höflichkeit. Es beleidigt sich gleich wie die gnädigen Fräuleins. . . . Du, kannst Du nicht ein Lodegedicht? Mit dem könnten wir es vielleicht herauslocken aus seinem Schneckenhaus.“

Wieviel wir während dieses Geplauders lachten? Weiß ich's denn? Aber die Strophe des Schneckenliedes war sehr drollig. Ich sang die ersten Zeilen:

„Liebes Geld, komm heraus,
Komm heraus, es brennt dein Haus . . .“

Damit wendete ich das Haus um. Hundertfältiger Plunder war darunter. Nur Geld, Geld war nicht da.

Meine Mutter stöberte mit schief verzogenem Mund in der Lade vergebens.

„Wie schade,“ sagte sie, „daß wir keinen Tisch haben. Wenn wir das Lädchen auf den Tisch geschüttet hätten, wäre die Höflichkeit größer, dann wäre es darunter gewesen.“

Ich kramte den Plunder zusammen und steckte ihn in die Lade. Meine Mutter dachte inzwischen nach. Sie zerbrach sich den Kopf, ob sie nicht irgendwohin, irgendwann, irgendwelches Geld gegeben hat, aber sie erinnerte sich absolut nicht.

Nach aber wurmte ein Geheimnis.

„Liebe Mutter, ich weiß einen Platz, wo ein Kreuzer ist.“

„Wo, mein Sohn, suchen wir ihn, bevor er zergeht wie der Schnee.“

„Im Glaschrank, in der Lade war er.“

„O, Du unglückliches Kind, wie gut, daß Du es nicht früher gesagt hast, sonst hätten wir jetzt auch den nicht.“

Wir standen auf und gingen zum Glaschrank, der schon lange kein Glas mehr hatte, aber in der Lade war der Kreuzer, dort, wo ich ihn wußte. Seit drei Tagen wollte ich ihn von dort hinausziehen, aber ich traute mich nicht. Ich würde mir sicherlich dafür Zuckersachen gekauft haben, wenn ich es gewagt hätte.

„Na, vier Kreuzer haben wir schon. Hab' keinenummer, mein Sohn, wir haben schon die größere Hälfte. Nur drei brauchen wir noch! Denn wenn wir diese vier in einer Stunde fanden, werden wir auch die drei bis zur Kaufe finden. Dann kann ich noch bis Abend die nötige Wäsche waschen. Kommt nur schnell, vielleicht wird auch in den anderen Fächern einer versteckt sein.“

Ja, wenn in jeder Schublade einer gewesen wäre! Dann hätten wir ihrer viele gehabt. Denn der Schrank mochte in seinen jüngeren Jahren auf einem Platz gedient haben, wo es viel zu verstecken gab. Aber bei uns hat der Arme keine große Last zu tragen, er war nicht umsonst so fiesch, wurmstichig, zahnlüdig. Meine Mutter hielt jedem neuen Sach eine kleine Predigt.

„Ein reiches Lädchen war das. Dieses da hatte niemals was! Und dieses lebt immer auf Borg! Na, du elender siecher Bettler, auch du hast keinen Kreuzer? O, dieses wird auch keinen haben, denn es enthält unsere Armut. Na, aber du, du willst trocken?! Wenn ich einmal etwas von dir will, gibst du doch nichts her! Dieses hat das meiste, schau,“ rief sie lachend, als sie die unterste Lade auftrieb, die kein Stückchen Boden besaß.

Sie hängt mir die Lade um den Hals, dann setzten wir uns unter Lachen auf die Erde.

„Warte nur,“ sagte sie plötzlich, „gleich werden wir Geld haben. In den Kleidern Deines Vaters sind ich's.“

In die Mauer waren Nägel geschlagen, an diesen hingen die Kleider. Und, Wunder der Wunder, wie meine Mutter in die erste Tasche griff, gleich kam ihr ein Kreuzer in die Hand.

Sie wollte kaum ihren Augen trauen.

„Ich hab ihn,“ schrie sie, „da ist er! Wieviel haben wir nun schon? Wir werden es nicht einmal zusammen zählen können. Eins . . . zwei . . . drei . . . vier . . . fünf . . . fünf! Nur noch zwei brauchen wir. Was ist das, zwei Kreuzer ist nichts. Wo fünf sind, dort finden sich auch noch zwei.“

Mit großem Eifer durchstöberte sie sämtliche Taschen, vergebens. Sie fand nicht einmal einen. Auch der beste Witz lockte von nirgends mehr zwei Kreuzer hervor.

Von der Aufregung und Arbeit brannten schon große rote Rosen auf den Wangen meiner Mutter. Sie durfte nicht arbeiten, denn sie wurde davon gleich krank. Natürlich, das war eine Ausnahmsarbeit, das Geldsuchen kann man niemand verwehren.

Die Fausenzeit kam und verging. Gleich wird's Abend sein. Mein Vater braucht morgen ein Hemd und man kann nicht waschen. Das bloße Brunnenwasser nimmt nicht den öligen Schmutz aus der Wäsche.

Und da schlägt sich meine Mutter auf die Stirn:

„O, o, ich, ich Esel! Meine Tasche habe ich nicht durchgesehen. Aber wirklich, da es mir schon einfällt, schaue ich in ihr auch nach.“

Und sie schaute nach und, bitte, auch dort fand sie einen Kreuzer, den sechsten.

Wir bekamen Fieber. Jetzt brauchen wir nur noch einen.

„Zeig mir auch Deine Taschen. Vielleicht ist auch dort was.“

„Meine Taschen!“ Na ja, die konnte ich zeigen, in denen war nichts.

Es dümmerte und wir waren mit unseren ungenügenden sechs Kreuzern gerade so weit, wie wenn wir keinen einzigen gehabt hätten. Beim Juden war kein Kredit, die Nachbarn ebenso arm wie wir, und wir konnten doch nicht einen Kreuzer verlangen!

Wir konnten nichts anderes tun, als aus vollem Herzen unser Elend verfluchen.

Da trat ein Bettler ein. Mit singender Stimme sprach er eine weinerliche Bitte.

Meine Mutter wurde fast ohnmächtig, so lachte sie.

„Daß es sein, guter Mann,“ sagte sie, „heute liege ich den ganzen Nachmittag hier, denn ich habe keinen Kreuzer zu dem halben Pfund Seife, zu dem Kaufpreis fehlt er mir.“

Der Bettler, ein alter Mann mit frommem Gesicht, staunte sie an.

„Ein Kreuzer?“ fragte er.

„Nun ja.“

„Ich gebe ihn Ihnen!“

„Na, das fehlte noch, ein Almosen des Bettlers.“

„Laßt es gut sein, meine Tochter, mir fehlt er nicht, mir fehlt nur noch eines, die Schaufel Erde. Damit wird alles gut.“ Er drückte mir den Kreuzer in die Hand und zottelte unter heißem Dankgestammel weiter.

„Nun, gottlob!“ sprach meine Mutter. Also lauf . . .“

Da hielt sie einen Moment inne und lachte laut, sehr laut.

„Zur rechten Zeit haben wir das Geld beisammen, ich kann ja heute nicht mehr waschen. Es ist finster und dann habe ich kein Del für die Lampe.“

Sie mußte so heftig lachen, daß sie fast erstickte. Bitterliches, mörderisches Erstickend und, wie ich mich zu ihren Füßen stellte, um sie zu stützen, wie sie ihr in den Händen verborgenes Gesicht wendete, da stieß etwas Warmes über meine Hand.

Blut war es, ihr teures heiliges Blut. Das Blut meiner Mutter, die so lachen konnte, wie es auch unter den armen Leuten nur wenige können.

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein.

Aus der Welt des Kinos.

Vor 16 Jahren wurde in einem primitiven Raum am Boulevard Gausmann in Paris der erste Film vorgeführt, ohne wesentliche Anteilnahme der Öffentlichkeit und weitere Wirkung. Heute sind allein in Deutschland 26 000 Personen mit Herstellung, Vertrieb und Vorführung beschäftigt, und in den filmproduzierenden Ländern mit Einschluß von Japan mögen es über 100 000 Menschen sein, die ihren Unterhalt in der Filmbranche finden. Heute stehen in Berlin gegen 600 Schauspieler dauernd oder zeitweise im Dienst der Filmfabriken und sind in Filmaufnahmen tätig. Dabei sind von den 40 maßgebenden Filmfabriken nur 8 in Berlin ansässig. Der Rest verteilt sich auf Frankreich, Italien, England, Vereinigte Staaten, Dänemark, Oesterreich und Japan. Die bekannteste Filmfirma Pathé Frères in Paris übertrifft an Umfang und Umsatz sämtliche deutsche Fabriken und deren Gesamtproduktion wesentlich. Filmfabrikation und -Handel haben sich in den letzten Jahren erheblich spezialisiert. Es gibt z. B. gegenwärtig Schauspielergruppen, welche eine Idee ausarbeiten, dann ein Kinoatelier mieten, den Film dort mimen und filmen lassen. Der Ateliervermieter entwickelt den Negativfilm und wird für seine Arbeit bezahlt. Der Negativfilm wird entweder an Kopieranstalten

oder Filmfabriken verkauft, welche danach Positivfilm herstellen und an die Filmverleiher verkaufen. Der übliche Geschäftsgang ist der, daß die Filmfabrik mit angestellten Schauspielern das Sujet darstellt und filmt, gegen 60 Positivfilm druckt und an die Filmverleiher verkauft. Diese beziehen von mehreren Fabriken und stellen aus dem ihnen vorliegenden Material „Programme“ zusammen, welche sie an die einzelnen Theaterbesitzer verkaufen. Länger als 30 Wochen hält kaum ein Film und nach 6 Wochen Laufzeit zeigt er schon die senkrechten Drechstellen, deren Spuren auf dem projizierten Bild man mit „berregnet“ bezeichnet. Die Leihkosten eines Programms stellen sich auf ca. 400—500 M. für ungebrauchte Filme — erster Woche. Dasselbe Programm nach ca. 7 Wochen Gebrauch wird ca. 70 M. kosten, ist allerdings schon recht ramponiert. Es ist klar, daß nur große Theater Programme erster Woche führen können, während die kleinen sich mit recht abgebrauchten Filmen begnügen müssen.

58 Proz. aller hergestellten Filme sind dramatischen Inhaltes, 20 Proz. humoristisch, 5 Proz. aktuell, 4 Proz. Naturaufnahmen, 2 Proz. historisch, 1 Proz. Märchen, 2 Proz. Trickfilme, 3 Proz. Industriefilme, 2 Proz. wissenschaftlich, 2 Proz. Sportfilme.

Ein Film wird im Durchschnitt von 6 1/2 Millionen Menschen gesehen, der Schlagerfilm sogar von 13 Millionen, d. h. die Filme haben eine Verbreitung wie keine Zeitung, kein Buch, und ihre Publikationskraft ist geradezu ungeheuerlich; noch dazu, wenn man bedenkt, daß täglich Millionen von Analphabeten in allen Erdteilen vor der weißen Leinwand sitzen und deren eindringliche Bildersprache sehen und verstehen. Es bahnt sich da eine Wirkung an, welche der der Buchdruckerkunst im Mittelalter entspricht und sich mit der fortschreitenden Verbesserung des Filmmaterials immer mehr vertiefen wird.

Englische und amerikanische Eisenbahnen lassen die an ihren Bahnen gelegenen schönen Landschaften filmen und geben die Aufnahmen gratis an die Theater ab, mit dem Resultat, daß der Fremdenverkehr bedeutend wächst. In den Theatern der Länder mit großer Auswanderung lassen die Einwanderungsgesellschaften der neuen Welt Hellamessfilme laufen, welche die Fruchtbarkeit und die Aussichten ihrer Gebiete zeigen. Neuerdings gelang es, die Entwicklung des Hühnchens im Ei zu filmatographieren und die schönsten wissenschaftlichen Filme einiger Firmen sind in den besten Theatern immer zu sehen, während leider in den kleinen und billigen „Kintöppen“ der wissenschaftliche Film selten ist, dagegen der dramatische und Abenteuer-Film dominiert. Die Programme einiger Theater in den Jugendvorstellungen sind jedoch derart lehrhaft und wissenschaftlich interessant, daß ihr Publikum gar nicht aus Kindern besteht, sondern von Personen besucht wird, die sich sonst nicht in „Jugendvorstellungen“ begeben. Hier sollten die freien Volkshäuser eingreifen, die Arbeiterbildungsschulen ihre Tätigkeit anknüpfen und dieses riesige Feld nicht den bürgerlichen Privatunternehmern ausliefern, deren Absichten bei aller Gutgemeintheit doch andere sind, als die der proletarischen Aufklärungsarbeit.

Die Wochenproduktion der Welt beträgt 2 Millionen und 273 000 Meter Film im Werte von fast 3 Millionen Mark. Das ist ein Jahresumsatz von 150 Millionen. Der Umsatz in den Theatern ist noch weit größer. J. V. in Hannover nahmen in einem Vierteljahr die Kinos gegen 250 000 M. ein, die Theater nur 75 000. Die 2900 Theater in Deutschland haben einen Durchschnittsbesuch von 1 Million 400 000 Personen täglich, d. h. eine Einnahme von zirka 150 Millionen jährlich. Die Branche verfügt über 58 Fachblätter.

Merkwürdigerweise ist in der Kinobranche die Organisation der Arbeiter noch sehr schwach, sogar die Gewerkschaften haben das Gebiet noch wenig bearbeitet. Nur eine kleine Anzahl Kinooperateure sind im Metallarbeiterverband organisiert; eine größere Gruppe in dem „Verein der Kinoangestellten“, der ein Bureau und Arbeitsnachweis besitzt, während für die Arbeiter und Photographen, Laboranten, Drucker usw. der Filmfabriken eine nennenswerte Vereinigung nicht existiert. Der „Verein der Kinoangestellten“ ändert gegenwärtig seinen Namen, um auch an das Personal der Fabriken heranzutreten. Es ist also höchste Zeit für die Gewerkschaften, insbesondere die im Senefelder Bund organisierten Photographen, ihre Fachkollegen in den Filmfabriken aufzuklären und in den Verband hereinzuholen.

R. F.

Der Kreislauf des Stoffes in der lebenden Welt.

Zwischen den beiden großen Gliedern der organischen Welt besteht, mögen sie sich im einzelnen noch so sehr bekämpfen, doch ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit. Die einen können ohne die anderen nicht existieren. Beide dienen sich gegenseitig zur Nahrung. Da die Masse der Substanz für immer dieselbe bleibt, sind es eigentlich nur Austauschvorgänge, bei denen der eine gibt und der andere empfängt, um alsbald im Kreisprozeß zurückzulaufen. Mensch und Tier brauchen für ihr Leben den Sauerstoff. Wären sie auf die 21 Proz. angewiesen, die sich in der Atmosphäre vorfinden, so würden sie dieses Reservoir bald erschöpfen haben. Seine eigentliche Quelle ist die Pflanze. Ihre Tätigkeit ist es, die letzten Verbrennungsprodukte des tierischen Organismus, die Kohlen- und Säure, zu assimilieren, indem sie zunächst den Sauerstoff von der Kohlen- und Säure löst, ihn „ausatmet“ und so der

animalischen Welt zur Verfügung stellt, den Rest aber, der aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, dazu benutzt, unter Zuhilfenahme des Blattgrüns, der Chlorophylls, Kohlehydrate (Zuckerstoffe) zu bilden, nachdem als Zwischenprodukt dieser das Formaldehyd vorübergehend entstanden ist. Diese Kohlehydrate sind es, um derentwillen die Pflanze uns zur Nahrung dient. Zu Sauerstoff und Kohlenstoff gesellt sich als drittes Element von ebenso großer Wichtigkeit der Stickstoff. Auch er ist in der uns umgebenden Atmosphäre vorhanden, und zwar in einer Menge von 79 Proz. Für die organische Welt bedeutet er den charakteristischen Bestandteil der Eiweißsubstanzen. Aber auch diese entnehmen ihn nicht direkt aus der Luft: eine Verringerung des konstanten Stickstoffgehaltes der Luft würde ebenso verhängnisvoll wirken wie die des Sauerstoffes.

Ihren Stickstoffbedarf empfängt die Pflanze von der animalischen Welt. Diese ist in einem hohen Grade aus Eiweißsubstanz aufgebaut und erlegt fortwährend unbrauchbar werdende Eiweißbausteine aus der stickstoffhaltigen Nahrung. Jene sowohl wie der unzerwendet bleibende und zur Ausscheidung gelangende Rest dieser sind die Stickstofflieferanten für die Pflanze. Allerdings erhält sie diesen nicht in so elementarer Form, als daß sie ihn sofort verwenden könnte, sondern als Ammoniak, also in einer Wasserstoff-Stickstoffverbindung, und als salpetrische Salze Nitrate oder als niedrige organische Säuren, eben die Ueberreste des Eiweißstoffwechsels. Die Wichtigkeit dieser salpetrischen Salze für das Pflanzenwachstum ist lange vorher bekannt gewesen, bevor man die Ursachen dafür kannte. Die Düngung der Felder mit Mist ist eine uralte Institution. Heute, wo die natürlichen Düngungsmittel nicht mehr ausreichen würden, den Bedarf der Landwirtschaft an ihnen zu decken, ist die Technik eifrig bestrebt, auf chemischem Wege geeignete Stickstoffverbindungen zu schaffen. So gewinnt man aus der Luft direkt Stickstoff, indem man von scheibenartigen Lichtbogen elektrische Entladungen durch die Atmosphäre entsendet, oder indem man den Luftstickstoff über Karbide leitet und so Stickstoff erhält. Nur mit diesen Hilfsquellen kann man es erreichen, daß mehr als 10 bis 12 Kilogramm Stickstoff, die, wie Dr. Streicher in einer in der Kaleschen Zeitschrift für Naturwissenschaften veröffentlichten Arbeit auseinandersetzt, von der Natur einem Hektar Land geliefert werden, in den Boden gelangen und ihn zu einer größeren Fruchtbarkeit antreiben. Sind nun die anorganischen Stickstoffverbindungen dem Boden einverleibt, so gelangen sie durch die Wurzelhaare in die Wurzeln, durchströmen von hier den Pflanzenkörper und werden schließlich in die grünen Zellen transportiert. Hier finden sie die durch den oben beschriebenen Assimilationsprozeß der Kohlenensäure gebildeten Zuderstoffe vor und verbinden sich jetzt mit ihnen zu Eiweißkörpern (Proteinen).

Wahr nehmen diese im pflanzlichen Haushalte nicht dieselbe wichtige Stelle ein wie in dem Tierbau, allein sie sind dennoch von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Dienen sie doch als Reservestoffe der Pflanze für besondere außerordentliche Kraftleistungen, wie sie z. B. beim Keimen des Samens beansprucht werden. Gewisse Pflanzenarten aber sind von der Natur so begünstigt, daß sie den Stickstoff direkt aus der Luft sich aneignen können. Es sind dies die Hülsenfrüchte. Allerdings gelingt ihnen dies nicht aus eigener Kraft, sondern mit Hilfe von Bakterien, mit denen sie in Wirtschaftsgemeinschaft leben. Diese, z. B. der *Bacillus radicicola*, reichern den Luftstickstoff an sich und geben ihn an die Leguminosen weiter, empfangen von ihnen aber für diese Leistung die für sie gewöhnlichen Kohlehydrate. Der hohe Eiweißgehalt der Hülsenfrüchte rührt eben von dieser leichten Gewinnung des Stickstoffes her. Indem das Tier die Pflanze als Nahrung verwendet, schließt sich der Kreislauf des Stickstoffes. Das pflanzliche Eiweiß, das der tierische Organismus aufnimmt, erleidet aber wiederum Veränderungen. Bevor es dem Körper assimiliert wird, wird es verdaut, abgebaut und zum Teil wieder aufgebaut, zum Teil verbrannt, zum Teil unausgenutzt ausgeschieden. Es ist deswegen die alte Unterscheidung zwischen Tier- und Pflanzenstoffwechsel nur bedingt richtig, wenn es heißt, die Pflanze baut aus anorganischen Stoffen organische Substanzen, während das Tier diese in jene zurückverwandelt. Vielmehr kommt ihm auch noch die Eigenschaft zu, organische Substanzen aus anorganischen, die er selber gebildet hat, synthetisch zu gewinnen. Der tierische Organismus ist also mit komplizierteren Einrichtungen versehen und nimmt damit eine höhere Entwicklungsstufe als die Pflanze ein.

Kleines feuilletton.

Die Ausnutzung hoher Wasserfälle. Es sind jetzt 45 Jahre vergangen, seit der erste Versuch gemacht wurde, einen Wasserfall zur Lieferung von Energie zu benutzen. Es war der Franzose Aristide de Berges, der im Jahre 1860 einen Wasserfall von 200 Meter Höhe anspannte, um eine Sägemühle in Laney in den französischen Alpen zu betreiben. Dieser Erfinder der letzten Steinkohle, wie man die Wasserfälle wohl genannt hat, galt damals mehr als ein Sonderling, denn als ein Triumphator oder Pionier auf einem neuen und zukunftsreichen Wege. Als er gar 1881 an demselben

Ort einen Wasserfall von 500 Meter Höhe zur Kraftlieferung einfangen wollte, war alle Welt überzeugt, daß die dazu geschaffene Wasserleitung plagen würde, ehe der Betrieb überhaupt noch begonnen hätte. Es geschah aber nichts dergleichen, und nunmehr fand das gegebene Beispiel auch bald mehr Nachahmung. Immerhin gehört es noch jetzt zu den großen Seltenheiten, daß Wasserfälle von so bedeutender Höhe zur Anlage von Elektrizitätswerken benutzt werden, und erst im letzten Jahrzehnt ist der Rekord von 500 Metern gebrochen worden. In den Beständen gibt es jetzt drei Fälle von 600 Metern, die einer solchen Verwendung zugeführt worden sind, und seitdem ist auch diese Höhe übertroffen worden. Der Fall der Bisp, durch den die Werkstätten bei Stalden in Wallis versorgt werden, mißt 700 Meter, ein gleichfalls vertoreter Fall in den Pyrenäen 940, und das Gefälle aus den Gewässern des Tanajsee bis Bourv an Rhone, oberhalb der Mündung in den Genfer See, beträgt sogar 950 Meter. Es ist für die technische Ausführung begreiflicherweise bequemer, eine große Wassermasse von geringerer Fallhöhe zu fassen, und die Verwertung von Wasserfällen mit etwa tausend Meter Höhe ist keine leichte Aufgabe. Trotzdem will jetzt die elektrotechnische Gesellschaft in Paris ein Wagnis unternehmen, das alle bisherigen Leistungen in dieser Richtung weit ausübertreffen wird. Sie will nämlich das Gefälle des Fullysees im Wallis bis Martigny in einer Höhe von 1650 Metern verwerten. Die dazu nötige Leitung wird in ihrem unteren Teil einen Druck bis zu 165 Atmosphären aushalten müssen. Die dazu bestimmten Röhren in einer Länge von 4½ Kilometern werden nur 50 bis 60 Zentimeter Durchmesser haben und in besonderer Weise aus Stahl hergestellt werden.

Aus dem Tierreiche.

„Fliegende Mäuse“. Der Ausdruck stammt aus den letzten Jahren der modernen Zoologie und bezieht sich auf eine Anzahl verkannter und in ihrer Schädlichkeit überschätzter Mäuseverläger unter den Raubbögeln. Neben allerlei Getier aus dem formenreichen Heer der Kerse ist es das nagelstüchtige Volk der Mäuse, das sich unserer Acker- und Landwirtschaft besonders schädlich erweist. Da sind es wieder Vögel, die den Menschen zu wertvollen Bundesgenossen werden in dem aufreibenden Kampfe gegen das so schwer in mäßigen Grenzen zu haltende Ungeziefer. Freilich sind es keine niedlichen Sänger, die Flur und Hain mit süßen Liedern zu beleben vermögen, sondern robuste Gesellen, oft sogar lichtscheues Gesindel oder sabrendes Volk. Vielleicht war dies mit ein Grund dafür, daß es so lange gedauert hat, bis diese verdienstvollen Mäusejäger sich die ihnen zukommende Anerkennung wenigstens bei dem vernünftigeren Teile der Menschheit zu erringen vermochten, denn die Zeiten liegen noch nicht weit hinter uns, wo man unterschiedslos auf alles Jagd machte, was krummen Schnabel und krumme Fänge trug, und vielfach ist dies ja leider noch heute der Fall. Daß Eulen, Bussarde und Turmfalken sich sehr überwiegend von Mäusen ernähren und deshalb hochnützliche, streng zu schonende Tiere sind, auch wenn sie sich gelegentlich einmal einige belanglose Uebergriffe gegen das Interesse der Niederjagd zu schulden kommen lassen, ist nicht nur durch die übereinstimmenden Beobachtungen unserer besten Naturforscher, sondern auch durch zahlreiche Untersuchungen der Mageninhalte in einer über jeden Zweifel erhabenen Weise erwiesen worden. In letzterer Beziehung geschieht neuerdings des guten nachgerade sogar wohl zuviel. Denn wenn die umfassenden Magenuntersuchungen zur Klärung einer doch längst unwiderstehlich erledigten Frage in dem seitherigen Umfang fortgesetzt werden, wird es schließlich bald an Material fehlen, und die Mäuse werden sich ins ungemessene vermehren können, da die Wissenschaft ihre ärgsten Feinde ausrottete, um immer und immer wieder festzustellen, daß sie eben Mäuse fressen.

Ueberallhin, wo es Mäuse gibt, wandern auch deren gefiederte Feinde. So bleibt denn alles hübsch im Gleichgewicht und die Wäme wachsen nirgends in den Himmel. Die Schleiereule finden wir mitten in volkreichen Städten, den Steinfalz im ländlichen Dorf und am einsamen Gehöft, Waldbau und Waldohreule im Forst, Bussard und Turmfalke auf freiem Felde, die Sumpfohreule auf feuchter Wiese. Die Schleiereule hat der bekannte Dr. A. Floerke vom „Kosmos“ als „fliegende Mäse“ bezeichnet. Die durch den Besitz von äußerlich sichtbaren Federohren ausgezeichnete Waldohreule trägt ein bei Tage einen guten Schutz bildendes baumrindensfarbenedes Gewand und ist dadurch merkwürdig, daß sie nicht wie andere Eulen ihre fast kugelförmigen, reinweißen Eier in Baumhöhlungen oder Felshöhlen ablegt, sondern Freibrüter ist. Von allen Eulenarten ist die Waldohreule die ausschließliche Mäusevertilgerin, also auch die nützlichste, da man in ihrem Magen höchst selten etwas anderes findet, als eben Mäuse und immer wieder Mäuse. Auch an Intelligenz überragt sie ihre Verwandten, wie namentlich das sehr ansprechende Benehmen gefangener gebaltener Stücke beweist. Auch der Mäusebussard hat noch heute viel zu leiden und mancherlei ungeredhtfertige Verfolgungen auszuweichen, weil viele Jäger, die ja in solchen Fällen Ankläger, Richter und Urteilsvollstrecker in einer Person sind, sich nicht von engherzigen und einseitigen Anschauungen frei zu machen vermögen. Der Bussard ist zweifellos der Landwirtschaft sehr nützlich, der Jagd wenig schädlich. Da aber die Landwirtschaft sehr viel wichtiger ist als die Jagd, ist er für die Allgemeinheit nützlich, also zu schonen.